

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1913

315 (13.11.1913) Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Karlsruher Tagblatt

Tägliche Unterhaltungsbeilage

zum Karlsruher Tagblatt

Donnerstag, 13. November 1913
Montags erscheint keine Beilage.

Verantwortlich für die Redaktion
Gustav Reppert

(Nachdruck des Romans und sämtlicher Artikel verboten.)

Ein Dorfwinkel

von Camille Lemonnier.

Berechtigter Uebersetzung aus dem Französischen von
Jean Paul d'Ardeschah.

Viertes Kapitel.

Im Hintergrund der Küche, hinter einer Tür,
liegt eine Nische, mit einem roh geschliffenen Ge-
länder versehene Treppe.

Kobe hat sich eben gebüht, um leichter unter
der Tür hindurchzukommen, und steigt die
Treppe empor.

Was er da eigentlich vorhat, weiß er kaum,
so für sich in seiner Junggefellensammer.

In der Ecke steht eine Kade, auf die er zuge-
gangen. Er schließt sie bedachtam auf und ent-
nimmt ihr ein Nest, das ganz nach reifen Aep-
feln riecht. Mehrere solche Nester liegen da auch
noch zwischen Kleidungsstücken und Säcken, in
denen er sein Geld aufbewahrt. Er hat sich das am
wenigsten vergibt auszusuchen.

Der Bauer versteht sein Geschäft. Er weiß,
daß Ordnung etwas ist, ohne das kein Hof ge-
dehlt. So etwas darf bei ihm nicht sein, daß man
womöglich sein Getreide, wenn es noch auf dem
Stalm ist, verzehrt und am Jahresfluß nicht
weiß, ob man Gewinn oder Verlust gehabt hat.
Jeden Tag trägt er seine Einnahmen und Aus-
gaben ein. Das ist sicher, es wird ihm fauer,
aber wenn es auch eine beschwerliche Schreiberei
ist, wo er sich doch nur auf die Pflugbar ein-
gibt, er tut es doch, ganz einerlei, und wenn
die Feder auch nicht will. Die hat er doch das
ganze Jahr schon benutzt. Die Hauptfache ist,
er weiß ganz genau, wo er alles hinaufsetzen hat.
So die Sieben hinfommt, da wird er nun schon
grade nicht die Neun hinschreiben.

Kobe Enipzel feuchtet seinen großen eigen-
willigen Daumen an, der ausbleicht, als wäre er
für den Fausthandschuh der Spieler gemacht, die
jeden Sonntag auf dem Dorfplatz Ball zu spie-
len pflegen, und blättert Seite nach Seite um.
Das stimmt alles genau, die Einkünfte sind
richtig eingetragen, und obgleich es erst O-
ctober ist, hat er von Januar an schon so viel ein-
genommen, daß er sich das ganze nächste Jahr
davon ausruhen könnte, aber er wird das doch
nicht tun, er wird weiterarbeiten im kommen-
den Jahr und in den folgenden Jahren, für
seine Frau und seine Kinder. Jawohl, für

seine Frau und seine Kinder. Er ist entschlossen.
Er wiederholt sich die Worte ein paarmal. Eine
Frau! Welches Glück!

Wie? Was denn? — Eine Wolke legt sich auf
seine Freude. Wenn die Juffrouw nun recht
haben sollte, wenn Koose sich einfach über ihn
lustig machte. Aber ein reicher Mann verzwei-
felt nicht, an sein Ziel zu kommen, denn das
Geld ist in dieser Welt ein willkommener Be-
steh als die schönen Tage der Jugend.

Im übrigen würde Koose kein schlechtes Ge-
schäft mit ihm machen, wenn sie ihn heiraten
würde. Er weiß Bescheid, was ein Saft Getreide
oder ein Pferd kostet und ein schön gemästetes
Schwein oder eine Kuh mit vollen Eutern wert
sind, denn an so was hat er doch bis heute allein
sein Herz gehalten. So glaubt er denn, daß er
in den Augen einer Frau auch so einen Wert
haben muß, wie alles das, was er bisher gefannt
und besessen hat.

Wenn er sich das so recht überlegt, so liebt er
in der Tochter von Jan Slim die schimmernde,
pralle Haut, die Augen, die ausleuchten, als ob
mitten drin ein Tropfen schwarzes Kaffees sit-
tert, und die Haare, die so fein sind und aus-
sehen wie Hauf, auf dem die Sonne liegt. . .
Und dann ist da noch eins: sie versteht es, das
Eternhaus in Ordnung zu halten.

Reich ist dem Slim seine Tochter nicht. Eine
Wiese, eine Kuh oder Geld, selbst wenn es auch
nur Korn wäre, bringt sie ihm nicht ins Haus.
Aber pahl! laß sie ihm eine Bettlade aus neuem
polierten Nußbaum bringen, mit Matratzen und
Bettzeug dazu. Er wird sich auch so zufrieden
geben, denn eine Frau ist wie eine schöne ge-
sunde Kuh. Sie trägt ihren Reichtum in sich
selbst, sie braucht nichts anderes, als die Liebe
um sich zu breiten, wie eine Kuh, die ihre Milch
gibt und Milch abmilcht, so daß der Mann sich wohl
fühlen kann. Und wenn sie dann ihr Haus gut
hält und mit Bedacht für das Viehliche sorgt,
sparsam ist und gut kocht und rechte Kinder er-
zieht, dann läßt sie die Freude gedeihen, und
Frieden und Sicherheit wächst aus der Gemein-
schaft.

Man kann aber nicht wissen; Slim ist einer,
der den Geiz hat. Wer weiß, was da noch zum
Vorschein kommt, wenn er mal in die Erde
beissen muß. Das ist eine schlaue Biene, ein
seiner Gewatter, diese listige Elster! Der zieht
es vor, daß ihm das Geld im sicheren Versteck
einrotet, als daß es in der Sonne leuchten soll!
Umsonst hat der auch nicht so listige Augen, die
überall herumfuchen, wenn er auch seinem Ge-

sicht nichts dabei anmerken läßt. Der weiß schon
lange, daß der reiche Kobe Absichten hat und
sagt sich:

„Wenn Koose, meine Tochter, den reichen
Kobe heiratet, wird er mir das Geld, das ich ihm
schuld bin, streichen, dabei haben wir dann
beide einen guten Handel gemacht.“

„Haha! Jan Slim! Eure Augen sind klein wie
Bohrlöcher, aber sie sind immer noch so groß,
daß Euch einer bis auf den Grund Eurer Ge-
danken sehen kann. Wenn Ihr nicht bezahlt
habt, so ist es nicht weil Ihr kein Geld habt, son-
dern weil Ihr hofft, daß es dazu früher oder
später kommt, daß Freund Kobe Euch sagen
wird: „Laßt es gut sein, Schwieger, was meines
ist, ist auch das Eure.“ Aber wir werden ab-
rechnen; das werden wir, wenn hier erst Mann
und Frau sitzen. Und das bis zum letzten
Peller!“

So finsterte der Bauer, dann schloß er seine
Kade, denn seine Finger hatten ihm genug über
den Stand seiner Geschäfte gesagt. Jedes Jahr
hatte ihm die Kade mit neuem Geld gefüllt.
Und bald wird er Grund hinzukaufen können.

Pachter Snipzel ist zufrieden: er kann sich eine
Frau nehmen. Ja, das kann er, denn er ist
reich genug, sich im weitesten Sinne des Wortes
eine Frau und auch noch Kinder zu leisten. Und
über sein Haus werden die Leute reden, daß es
das reichste und schönste im Dorf ist.

Das war es, was er wissen wollte.
Er legt die Hefte wieder in den Koffer, nach
unten zu, zwischen die Geldsäcke, aber während
er einen der Geldsäcke beiseite schiebt, kommt ihm
ein kleines, mit Bindfaden verschürtes Paket
unter die Finger.

Stief! da! das ist doch sein Geburtschein, und
er weiß nicht genau wie alt er ist.

Seine breite Brust arbeitet unruhig unter der
großmöglichen Bluse, während er ans Fenster
schreitet, um besser lesen zu können. Er pafft
immer dichter Rauchballen in die Luft.

So ein kleines, nützliches Papier ist oft eben-
so teuer zu lesen wie eine Grabinschrift, denn ob-
gleich nur die Stunde und der Tag darauf ver-
schwindet, wenn ein gefundenes Menschenkind
zur Welt gekommen ist, so wiegt doch jedes neue
Jahr recht schwer für den, der schon in der Reife
seines Lebens steht.

Was wird ihm das unscheinbare gelbe Blatt
zu sagen haben, das schon seine Eltern vor ihm
aufgehoben hatten? Die haben es gewißlich
öfters betrachtet und sich dabei gefreut, wenn die
Lebensjahre des kleinen Burschen sich häuften,

der einst an ihrer Statt hier der Bauer sein
sollte. Sie kamen ihm mit einem Male alle ins
Gedächtnis: der Vater, die Mutter, die alte
Großmutter, die immer zusammengekauert auf
der Herdbank gesessen hatte. Die sind schon lange
von ihm gegangen, einer nach dem anderen, je-
der immer für sich, und haben ihn immer noch
ein wenig mehr einsam gemacht. Und dann
haben sich auch die Schwester und der Bruder
hingelegt, und man hat sie ins Grab getragen zu
den Jhren.

Darum er nur so einsam geblieben ist? An
seine Ochsen, sein Land, sein Getreide, seine Mil-
chen, daran hat er gedacht, sein Hof ist geblieben,
das Geld hat sich vermehrt. Aber niemand wird
nach ihm da sein, die Früchte seiner Arbeit und
seine Erbschaft zu ernten.

Ja, da ist ja doch einer, der wird es alles ein-
mal für sich haben, das Geschwisterkind von ihm;
ein fleißiger, guter Kamerad ist das und ein
guter Arbeiter, er pakt auf sein Land und schert
keine Mähe. Aber liebt er denn den mit einem
ebenso starken Gefühl, wie er seinen eigenen
Fleischessen lieben würde? Er mußte ihn
zu sich nehmen, weil es eine Waife war, und
dann hat er auch gedacht, daß er einen haben
würde, auf den er sich verlassen könnte, wenn
an ihn die Zeit käme zu gehen. Das schon,
aber er fühlt, daß es nicht daselbe ist, als wenn
er selbst von einer Frau ein Kind hätte haben
können.

Er denkt dann an alle, die einen Besitz haben
wie er. Ein großer Tisch steht in ihrem Hause
bereit, und an dem sitzen dann all die lachenden
Gesichter. Bei ihm sitzen sie nur mit unsicheren
Mienen, denn sie sind ja bezahlt für ihre Mühe
und ihren Schweiß. Um seinen Raden wird
sich ihm zu Bärtlichkeiten hinneigen, wenn er
müde heimkommt, nachdem er den ganzen Tag
die Erde mit dem Pflug durchwühlt hat. Er
kann es nicht einmal zu Ende denken, wie gut
es sein muß, wenn durch den Dampf der großen
Kartoffelschüssel das Lachen einer vertrieben
kleinen Frau klingt, die einen Platz an ihrer
Seite bereit hält.

Ah ja! er ist nicht jung mehr, aber vielleicht,
als er denkt . . . darum beginnt ihm das Herz
so zu schlagen, soll ihm doch dieses kleine Blatt
Papier sagen, wie alt er ist.

Pföglig hebt er die Arme und sein Gesicht
wird rot wie die Sonne, wenn sie im Juni
untergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Hilfstruppen bei der Invasion von 1688.

Von Hauptmann a. D. G. Reppen, Düsseldorf.

Fast ebenso spur- und lautlos wie die ange-
sagte Zertrümmerung der Erde durch den Halle-
schen Kometen ist auch die gefürchtete deutsche
Invasion in England vom Jahre 1688 in dem
regelmäßigen Geffapper des Wehrtuches der
Zeit verhallt. Auch nur einmal hat sich der
deutsche Michel ein so unerhörtes Eingreifen in
die Geschichte des angelfächsischen Welters in der
Weltgeschichte zuzulassen kommen lassen. Aber
hierbei hatte er einerseits eine indirekte Ein-
ladungskarte von der Majorität der Lords zur
Ueberfahrt, dann war die kriegerische Tätigkeit
in Britannien selbst ganz unblutig und schließ-
lich auch noch namhafte Geschichtsforscher
die Wahrscheinlichkeit einer unmittelbaren Teil-
nahme von geschlossenen Verbänden deutscher
Truppen angeweifelt.

Schon seit Mitte der achtziger Jahre des sieb-
zehnten Jahrhunderts hatte der politisch so
glänzend begabte Große Kurfürst die Einbezie-
hung Englands in den gegen die Vergewaltigung
Europas gerichteten Kampf zu unterstützen und
den europäischen Mächte für unumgänglich not-
wendig erkannt. Unablässig war er bemüht, so-
wohl seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm III.
von Oranien, wie auch die Generallstaaten da-
von zu überzeugen, daß nur ein Ueberleben
eines starken Truppenkorps die über die reli-
giösen Vergewaltigungen Jakobs II., des Schwei-
gerpaters des Oraniers, entriehete englische
Volksvertretung für die Sache der Verbündeten
zu gewinnen vermöge. So im August 1685 bei
der Zusammenkunft beider Fürsten in Kleve.
Im März 1688 wurde dann das bereits drei
Jahre vorher zwischen dem Großen Kurfürsten
und dem Erbstatthalter geschlossene Schutz-
und Trutzbündnis durch den gerade in Kleve be-
findlichen General Spaen dahin erweitert, daß
Friedrich Wilhelm einige 9000 Mann zur Be-
wahrung der Niederlande gegen einen eventuellen
Vorstoß Ludwigs XIV. gegen Holland nach
seinem nebenan gelegenen Herzogtum Kleve
verlegen solle. Zu demselben Zweck wollte der
Kurfürst von der Plaza 2000 Reiter und 500 In-
fanteristen nach dem Herzogtum Flandern in Be-
wegung setzen. Es war dem Großen Kurfürsten
nicht vergönnt, die Erfüllung dieses seines Lieb-
lingsplanes zu erleben, aber die in seinen letz-
ten Tagen ausgesprochene Parole „London-Am-
sterdam“ zeigt deutlich, wie sehr ihn der Ge-
danke beschäftigte. Auch in jener denkwürdigen
letzten Sitzung des Geheimen Rats vom 7. Mai
1688 wird er dem Kurprinzen, dem Marquisall
Schomberg und den Ministern diese letzte Schöp-
fung seines verdienstvollen Lebenswertes ent-
sprechend ans Herz gelegt haben.

Die im Juni 1688 erfolgte Geburt eines
Sohnes Jakobs II. drängte nun den Oranier,
die Küstungen zur Fahrt über den Kanal zu be-
schleunigen, zumal er die öffentliche Meinung in

England ganz auf seiner Seite hatte. Im Juli
forderte der holländische Bevollmächtigte Bon-
tint bei einer längeren Zusammenkunft in Cleve
von dem brandenburgischen Bevollmächtigten, Geheime-
rat Paul von Fuchs, die Bestellung von 6000
Mann Hilfstruppen. Kurfürst Friedrich III. er-
klärte sich in dem am 5. August abgeschlossenen
„Dezess von Celle“ mit Rücksicht auf die völlig
erschöpfte Staatskasse gegen hohe Vergebelder
— für den Fußsoldaten 12, für den Reiter 40
Taler — dazu bereit. Jedoch bezieht er sich das
Recht vor, die in holländischen Sold tretenden
Mannschaften im Falle eines Vorgehens der
Franzosen gegen seine westlichen Besitzungen
jederzeit zurückzuverlangen. Frankreich gegen-
über wurde der Almarich dieser Truppen nach
dem Ueberleben mit der Vornahme notwen-
diger Befestigungsarbeiten im Meusehfen —
insbesondere Beisel — gerechtfertigt. Denn der
Kurfürst durfte es mit dem „Sonnenkönig von
Versailles“ wegen dessen in Aussicht stehender
Unterstützung in der nordischen und schlesischen
Frage nicht offen verderben. Auch die übrigen
Rheinstaaten veranlaßte die drohende Gemüter-
schwüle am europäischen Himmel zu aufere-
gungsvollen Truppenvermehrungen und -ver-
teilungen. So übernahmen gegen Mitte Septem-
ber 24000 Sachsen, Braunschweiger und Hessen
in der Main- und Rahnegend den Schutz des
Mittelrheins gegen den bald zu erwartenden
Einsall des erobungsdringlichen Ludwigs XIV.
Während nun zwei brandenb. Regimenter zu die-
sen Truppen stießen und Marquisall Schomberg mit
einigen tausend Brandenburgern und Flandern
das von Ludwigs Prälaten, dem Stras-
burger Kardinal Bischof Wilhelm von Fürsten-
berg erstrebte Köln besetzte, übergab der branden-
burgische Kriegskommissarius General von
Grumbkow am 20. September in Beisel das
nahezu 6000 Mann starke Hilfskorps an den
holländischen Bevollmächtigten. An demselben
Tage trifft in Paris die Nachricht von dem Falle
Belgrads, mithin dem Freiwerden der öster-
reichisch-deutschen Armee ein, am 22. geht der
Dauphin zu dem im Elsas verammelten Arme
ab und am 24. unterzeichnet der „allerchristlichste
König“ die Kriegserklärung.

Nun die ärgste Kriegsgefahr durch das Vor-
gehen der gegen den Mittelrhein operierenden
französischen Hauptarmee von der holländischen
Grenze abgemindert ist, glaubt der Oranier den
günstigsten Zeitpunkt gekommen, die schon so
lange geplante Invasion in das Land seines von
einer offensichtlichen Revolution bedrohten
Schwiegerpaters endlich in die Tat umzusetzen.
Der Admiral Herbert, ein erprobter englischer
Seemann, hatte etwa 500 Transportschiffe nach
der dem Zudecker vorgelagerten Insel Texel
zusammengedrängt, auf denen das etwa 14000
Mann starke Expeditionskorps unter dem
Schutze von etwa 80 Dragoiskriegern nach der eng-
lischen Küste übergeleitet werden sollte. Das
brandenburgische Hilfskorps war inzwischen nach
dem Lager von Rumwegen marschiert. Es be-
stand aus 9 Infanteriebataillonen und 2 Ka-
vallerieregimentern (wahrheitsgemäß auch noch 1

Dragonerregiment), darunter je ein Bataillon
von dem in Minden garnisonierten Regiment
von Bieten (jetzt 1. Pommersches Grenadierre-
giment Nr. 3), dem in Beisel und Cunnerich stehen-
den Regiment Jung-Dolstein (jetzt 2. Ostpreussisches
Grenadierregiment Nr. 3) und dem Regi-
ment Kurprinz (der Stammtruppe des 1. Garde-
regiments i. F.). Etwa die Hälfte der Infan-
terie blieb unter dem Fürsten Georg Friedrich
von Waldeck zum Schutze der holländischen
Grenze gegen Frankreich zurück. Die andere
Hälfte sowie die Kavallerieregimenter erhielten
holländische Befehlshaber und traten unter den
Befehl des dem Oranier zur Verfügung ge-
stellten Marquisall Schomberg, um Anfang O-
ktober mit den andern Truppen des Expeditionskorps
nach dem Zudecker abzumarschieren und
um von dort nach der Insel Texel überzuführen.
Auch 4000 Braunschweiger (Lüneburger), 2000
Hessen und 1000 Württemberger sowie schwe-
dische, dänische und Schweizer Truppen gehörten
dem Expeditionskorps an, so daß nur wenige
holländische Truppenteile zur Ergänzung nötig
waren.

Anhaltender Westwind stellt die Geduld des
Oraniers auf eine harte Probe. Endlich am
Morgen des 26. Oktober schneilt ein genügend
kräftiger Ost die Segel der bei der Insel Texel
ankerbunden holländischen Flotte. Als bald ver-
abschiedet sich der Prinz mit erhebenden Worten
von den Vertretern der Generallstaaten, nach-
dem er für die Sicherheit des Landes ausre-
ichende Maßregeln getroffen. Zur Beobachtung
von Oranien standen 10000 Mann in Mairicht,
Flandern wurde durch 5000 Mann gedeckt
und 15000 Mann sollten zwischen Ruhrort und Be-
isel Aufstellung nehmen. Noch an demselben
Abend trifft die hochwillkommene Nachricht von
dem Vorstoß der französischen Hauptarmee nach
der Rheinpfalz ein. Am folgenden Tage geht
Wilhelm III. in Begleitung von etwa dreißig
englischen und schottischen Großen an Bord
bei einbrechender Dunkelheit lichtet das ganze
Geschwader die Anker. Kaum jedoch haben die
Schiffe die hohe See erreicht, da dreht sich der
Wind nach Norden und Nordwesten und ein he-
ftiger Sturm zwingt den Prinzen am Mittag des
31. Oktober zur Umkehr. Abgegeben von einigen
starken Beschädigungen und einem halben Tausend
über Bord geschleuderten Pferde erreichte
man am folgenden Tage werbefalsten den An-
kerplatz.

Erst am 10. November 1688 entzieht ein aus
vollen Passaden geblassener Ost am helllichten
Tage unter Kanonendonner und Trommeten-
klang das aus der Hälfte der Kriegsschiffe be-
stehende vorderste Geschwader den Blicken der
am Ufer dem kräftigen Schauspiel zuschauenden
Menge. Dann legen sich die Transportschiffe in
Bewegung und die andere Hälfte der Drago-
schiffe deckt den erkeren den Rücken. Unabsehlich
und ohne Unfall nähert sich die Flotte der Süd-
küste Großbritanniens, da der dem Oranier gütig-
sichtig Wind die verfolgende englische Flotte zu-
rückhält. Am 15. November noch vor Einbruch
der Dämmerung läuft das holländische Geschwa-

der in die in der Grafschaft Devonshire gelegene
Torbat ein. Prinz Wilhelm, der Marquisall
Schomberg und dessen Adjutant Oberst von Ras-
mer betreten zuerst das Ufer. Schon am Mittag
des 16. November ist das ganze Expeditionskorps
nach Exeter unterwegs — in denselben Tagen,
in denen der Kurfürst Johann Georg III. von
Sachsen mit den Hannoveranern, Sachsen, Hef-
sen und zwei brandenburgischen Regimentern
den Mittelrhein in der Linie Frankfurt-Koblenz
erreichte. Von Exeter aus wurde der Vornarrsch
der vom englischen Volke mit Jubelrufen em-
fangenen Truppen auf London angetreten,
während die englischen Truppen ihrem Vor-
gehen keinen Widerstand leisteten und sogar zum
großen Teil zu dem Oranier übergingen. Der
Befehlshaber der etwa 30000 Mann starken eng-
lischen Armee, Graf von Feversham, hatte Ende
November dem König Jakob II. im Namen sämt-
licher Offiziere erklärt, daß sie nicht mit gutem
Gewissen gegen einen Prinzen fechten könnten,
der nichts als ein freies Parlament zur Sicherung
ihrer Religion und Freiheit verlangte. Ende
des Jahres schiffte sich Jakob nach vorangegan-
genem vergeblichem Fluchtversuch nach Frank-
reich ein und am 23. Februar 1689 wurde Wil-
helm III. von Oranien zum König von England
ausgerufen.

Etwa zu dieser Zeit waren die beiden branden-
burgischen Kavallerieregimenter und fünf In-
fanteriebataillone verfrachtet gemäß auf dringen-
des Bitten des kurfürstlichen Friedrich III. nach
Holland zurückbefördert worden. Der Rest, etwa
noch ein Regiment stark, nahm unter Marquisall
Schomberg an dem infolge der verderblichen
Sumpfkampf aufstrebenden Feldzuge 1688-89 ge-
gen die Jakob treugebliebenen Iren, an der Be-
lagerung von Limerick sowie der Entscheidungss-
chlacht am Bonnie-Muß teil. Bei der irischen
Expedition finden wir als Befehlshaber größe-
rer holländischer bzw. dänischer Verbände den
Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, die
Herzöge Ferdinand Wilhelm und Karl Rudolf
von Württemberg-Neuenstadt sowie die Grafen
Heinrich von Solms und Wilhelm von Lippe-
Drake. Bei der Belagerung von Limerick wird
das tapferere Verhalten der in vorderster Linie
angreifenden Brandenburger hervorzuheben.
Und auch bei der Erkämpfung des Ueberanges
über den Bonnie-Muß waren die Brandenburger
die ersten, während der brave Marquisall Schom-
berg beim Durchreiten durch einige Offiziere der
irischen Dragoner den Heldentod erlitt.

Sarah Bernhardt bei Räu- bern und Mördern.

Sarah Bernhardt, die große französische Schau-
spielerin, hat auf ihren vielen Reisen nicht nur
in Theatern und vor einem eleganten Parfett
mit ihrer Kunst das Publikum zu Tränen ge-
führt, sondern sie hat auch an Orten gespielt, die
zu betreten sich die meisten Menschen scheuen,
und an denen man sich eine Komödie taum den-

ten kann. Auf ihrer letzten Amerika-Tournee hat die große Sarah wieder einmal in einem Zuchthaus gespielt, und sie selbst schildert ihre Eindrücke in der französischen Zeitschrift „Gemma“: „Während meines Gastspiels in San Francisco bekam ich einen von sechs zum Tode verurteilten Zuchthäuslern geschriebenen und unterzeichneten Brief, in denen sie mich baten, für sie im Zuchthaus zu spielen. Ich willigte ein, und da auch der Zuchthausdirektor keinerlei Schwierigkeiten machte, stand meinem Gastspiel in einem kalifornischen Zuchthaus nichts mehr im Wege. Als ich vor dem Zuchthaus vorfuhr, noch ganz unter dem Eindruck der wunderschönen Landschaft, in der sich der kirchenartige Bau des Zuchthaus erhebt, empfing mich ein kleines Drabeger mit der Karteikasse. Als ich das Auto verließ, trat der Kapellmeister, der, wie alle anderen Musiker, den schwarz-weißen Zuchthausanzug trug, auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte mir in französischer Sprache einige Worte. Als ich mich wunderte, hier einen Landsmann zu treffen, bemerkte er, daß mehrere Franzosen hier im Zuchthaus seien, wohl eine Folge der außerordentlich internationalen Bevölkerung San Franciscos. Ich erkundigte mich über den galanten Kapellmeister und erfuhr zu meiner Befriedigung, daß er nicht etwa gemordet, sondern nur 100 000 Dollars unterschlagen habe. Wenige Augenblicke später trat ich, geführt von dem Anstaltsleiter und seiner Gattin in den inneren Hof und fand hier ein mehr als 2000 Köpfe starkes erwartungsvolles Auditorium. Es war wie in einem richtigen Theater. Die Bankreihen waren amphitheatralisch angeordnet, und wie man im Theater an allen Ecken und Enden Logenstühle findet, sah man hier Gefängniswärter. Vorn in der nächsten Nähe des Podiums saßen die sechs zum Tode Verurteilten, die an mich geschrieben hatten und so die eigentlichen Veranstalter der Vorstellung waren. Zwei von den sechs Sträflingen sollten, wie man mir sagte, bereits in den nächsten Tagen hingerichtet werden. Als ich das Podium betrat, wurde ich von einem auffallend hübschen, etwa sechszwanzigjährigen jungen Mann photographiert, der sogar in der Zuchthauskleidung noch elegant aussah. Auf meine Erkundigung sagte man mir, daß dies ein reicher junger Millionärssohn war, der wegen Mordes zum Tode verurteilt sei, dessen Hinrichtung aber durch die Intervention seiner Familie zwar immer aufgeschoben, aber keineswegs aufgehoben würde. Auch einen anderen Sträfling zeigte man mir, der sein Leben nur noch durch geschickte Verurteilungen friste, dessen letztes Stündlein aber bald herannah. Zufällig hörte der Sträfling das, drehte sich um und sagte mit größter Entschiedenheit: „Ich werde nicht gehängt, denn entweder töte ich mich vorher oder ich breche aus“. Auch Frauen sah ich unter den Sträflingen, und hier machte man mich auf zwei aufmerksam, die mir schon vorher durch ihr elegantes, anziehendes Äußeres aufgefallen waren. Die eine hatte ihrer kleinen Nichte den Hals gebrochen, um sie zu beerben, und die andere hatte ihren Mann in Stücke geschnitten und in unzähligen kleinen Paketen durch die Post über ganz Amerika verschickt. Nach amerikanischer Sitte streng getrennt von den weißen Damen stand eine Negerin, die sich durch besonders lebhaftes Mienenpiel und Anteil-

nahme hervortat. Von ihr erzählte man mir, sie habe ihren Mann, ihren Sohn, ihre beiden Enkelinnen und deren Nichte mit unerhörter Grausamkeit ohne jeden Grund ermordet und sei nun zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Als die Vorstellung, der mein eigenartiges Auditorium mit andächtigem Schweigen und gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, beendet war, trat aus der Reihe der Sträflinge ein distinguiert aussehender Herr in mittleren Jahren, der zu seinem Sträflingsanzug Lackstiefel trug und in dessen Brusttasche ein lila seidenes Taschentuch steckte. Mit einer heiteren zuversichtlichen Miene machte er mir eine höchst geniale Verbeugung und las mir dann eine Rede vor, in der er mir im Namen der Sträflinge, wie überhaupt des ganzen Zuchthaus, dankte. Dieser „Gentleman im Zuchthausanzug“ war Mr. Ruff, jener hohe kalifornische Staatsbeamte, der seinerzeit 25 Millionen in die eigene Tasche steckte und auf dessen Entlassung aus dem Zuchthaus ganz Kalifornien mit Sehnsucht wartet, weil niemand die Staatsinteressen besser wahrgenommen hätte, als Mr. Ruff, trotzdem er so beträchtliche Summen für seine Mißverwaltung in Anspruch nahm. Ein Satz aus der Rede wird mir unvergesslich bleiben, er handelte von meinem Sohne Maurice, und der Redner sagte: „Auch wir Sträflinge waren der Stolz unserer Mütter“. Hiernach zeigte mir der lebenswürdige Direktor das Innere des Gefängnisses, und zum Schluß auch den Raum, in dem die Hinrichtungen stattfinden, den Strich, die Leiter, auf die der Delinquent klettern muß und die dann umkippt, die schwarze Maske, die man dem Verurteilten vor das Gesicht bindet. Als ich schanderte, die Maske zu berühren, beruhigte man mich mit den Worten, daß jede nur einmal verwendet würde. Wenige Minuten später sah ich im Auto und fuhr der Stadt zu, begleitet von den „Bikes“ und „Gees“ der Sträflinge. Meine Nerven waren vollkommen erschüttert, denn, trotzdem ich die Kafenatten der Peters-Pauls-Festung kenne, trotzdem ich in den feuchten modrigen Gefängnissen Spaniens war und auch an Sing-Sing nicht vorbeiging, hat mich nie ein Gefängnisgastspiel und ein Gefängnis selbst so erschüttert, wie dieses hier in der schönsten, wunderbarsten Gegend Kaliforniens.

und er mußte seine patriotischen Reden mit der Deportation bezahlen. Es gelang ihm jedoch, von Van Diemens Land nach den Vereinigten Staaten zu entkommen. Ein Freund Carlyles war er übrigens auch ein glänzender Prosaschriftsteller. Sein Enkel, der jetzige Bürgermeister, hat eine treffliche Erziehung genossen, und er ist einer der glänzendsten amerikanischen Redner. Im Jahre 1907 im Alter von 28 Jahren zum Rechnungsprüfer des Staates New York ernannt, machte er seinerzeit durch seine scharfe Kontrolle und durch die rücksichtslose Aufdeckung der Vergehungen der „borough presidents“, der Bürgermeister der einzelnen Stadtviertel, viel von sich reden. Im Jahre 1909 zum Präsidenten des New Yorker Stadtrats erwählt, vertrat er den Bürgermeister Ganvor, als dieser im August 1910 bei einem Attentat schwer verletzt wurde. Obgleich er und Ganvor keineswegs politische Freunde waren und zu jener Zeit wichtige Fragen der Erledigung harrten, enthielt er sich jeder Verringerung des Kurzes, den der trankte Bürgermeister gesteuert war, trotzdem er dazu ein Recht gehabt hätte. Das haben auch seine politischen Gegner damals rückhaltlos anerkannt. Im vorigen Sommer übernahm er die Leitung des New Yorker Zollamts, und auf sein Konto sind die Beschlagnahmen der Reisherden usw. die vor wenigen Wochen so viel Aufsehen erregten, zu setzen. Ursprünglich zuerst als Kompromißkandidat der Gegenpartei Tammany Halls aufgestellt, hatte er zunächst wenig Aussicht auf Erfolg, bis ihn der Tod des Richters Ganvor von einem starken Rivalen befreite. Seinen Erfolg hat er neben seiner eigenen Persönlichkeit und seinem Anhang zum großen Teile dem mit Tammany Hall jetzt so verfeindeten einstigen Gouverneur Sulzer und dessen Gefolgschaft zu verdanken.

Millionen. Wir leben im Zeitalter der Millionen. Unser Gehirn muß mit ganz anderen, viel größeren Zahlen rechnen als in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden. In der Wissenschaft ist es vor allem klar, wie sehr z. B. in Astronomie das Fernrohr den Schatz des menschlichen Geistes an Millionen, ja Milliardenwerten bereichert hat. Der Weg von uns bis zur Sonne beträgt 150 Millionen Kilometer. Eine Kanonenkugel, die mit 600 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde aus dem Geschützrohr schießt, würde erst in mehr als 48 Jahren die Sonne erreichen! Bis zum allernächsten jener Fixsterne aber, die den Nachthimmel der Erde zu Tausenden und Abertausenden zieren, sind es 30 Billionen Kilometer. Die Geschwindigkeit fliege an 10 Millionen Jahre! Der Lichtstrahl ist das unbegreiflich Schnellste, das wir kennen. In jeder Sekunde fliegt er 300 000 Kilometer weit durch den Raum. Von der Sonne zur Erde braucht er etwa 8 Minuten, zu jenem „nächsten“ Fixstern aber 4 1/2 Jahre! Nur wenn wir die Entfernungen der Sterne nach der „Nächtheit“ bemessen, ist es uns möglich, ihren Abstand von uns in Jahren auszudrücken. Der glänzende Stern Sirius ist 8 1/2 „Nachtjahre“ von uns entfernt, der Polarstern 40,8 „Nachtjahre“, und der milde Sommer von jenen Millionen schwächerer Sterne, die die „Milchstraße“ bilden, der heute in unser Auge gelangt, hat eine Reize im Welt-raum von Tausenden von Jahren hinter sich.

Allerlei.

Newyorker neuer Bürgermeister. John P. Mitchell ist der jüngste Bürgermeister, der je zuvor die Geschicke der Metropole am Hudson geleitet hat. Am 19. Juli 1879 geboren, zählt er heute erst 34 Jahre. Aber trotz seiner Jugend geht ihm der Ruf eines erfahrenen Staatsmanns und Verwaltungsbeamten voraus. Er gilt als ein unbestechlicher, willensstarker Mann, der trotz der korrupten Verhältnisse, an denen das politische Leben Newyorks krankt, sich ferngehalten hat von Lug und Trug. Sein Großvater war jener John Mitchell, der im Bunde des „Jungen Irlands“, der sich im Jahre 1848 zur gewalttätigen Loslösung der grünen Insel vom britischen Reich gebildet hatte, die führende Rolle spielte. In seinem „United Irishman“ predigte er damals offene Empörung gegen das Britenreich,

Lustiges.

Ein gewissenhafter Schuhmann. Die kleine französische Gemeinde Mareil-Marly kann sich rühmen, einen Ortspolizisten zu besitzen, der es mit seiner Dienstvorschrift so genau nimmt, daß alle Schuhleute der Welt sich an ihm ein Beispiel nehmen könnten, denn dieser Schuhmann dreht und deutelt nicht an dem Wort des Gesetzes, sondern er befolgt es buchstäblich und ohne Zaudern. Vor kurzem erschien er beim Dorfschulzen und meldete mit amtlichem Ernste, daß er soeben einen „Uebertreter“ verhaftet habe. „Bringe ihn herein“, meinte der Schulze. „Das geht nicht“, erklärte der Polizist, „denn ich habe sie an der Tür angebunden.“ „Was sie? Wie so an der Tür angebunden?“ fragte der nicht wenig verbüffte und beunruhigte Vorgesetzte. Worauf der Polizist mit dem gebührenden Ernste amtlich meldete: „Monseigneur, es ist eine Kuh, sie brach in die Vieien ein. Ich forderte sie auf, sofort weiter zu gehen, aber sie tat es nicht. Da habe ich sie verhaftet.“

Rätsel.

(Auflösungen folgen in der Sonntagsnummer.)

Pyramide.

Bokal
altes Bild
Geränt
Baumert
Vorgang in der Natur
kaufmännischer Ausdruck
Mann mit einem Gebrechen.
Von der Spitze beginnend, ist jede weitere Reihe immer durch Dinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Schieberäfel.

Postdampfer
Pauline
Einigkeit
Annemarie
Truggold
Sternkunde
Begehrlichkeit
Die nebenstehenden Wörter sind ohne Veränderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung so untereinander zu legen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen zwei Krüblingsblumen bezeichnen.

Bilderräfel.



Die erfahrene Hausfrau spart an Fleisch und verbessert die Suppen, Saucen und Gemüse beim Anrichten mit MAGGI Würze!

Firmit!
Ein Versuch genügt

Der Tiroler Krantschneider Josef Tschofen
ist hier angekommen u. empfiehlt sich im Einschneiden von Kraut u. Rüben. Bestellungen werden entgegengenommen b. Drn. G. Böfke, Feinbäckerei, Blumenstr. 25, sowie im Geschäft zu den „Drei Männern“, Ede Kreuz- und Hebelstr.

Gebr. Trefzger
Graviranstalt und Kautschukstempelfabrik
15 Westendstr. 15
nähest der Solfenstr.
Fernspr. No. 1857.

Ausführungen von
Steinholz-Böden
direkt begehbar, und säurefreie
Steinholz-Estriche
als Unterlage für Linoleum u. Parkett übermalt und liefert gebrauchsfertig, gemischtes Rohmaterial f. obige Zwecke.

Fr. Kohler,
Karlsruhe, Nuitsstr. 2. Teleph. 971.

Firmit!!
Das Waschmittel der klugen Hausfrau ist

Die Traube und die Post.

Zwei Gastwirtschaften in der Stadt
Man nahe beieinander hat.
Es kneipt in beiden sich famos
Bedienung ist stets fadellos.
Wer Speis und Trank dort je erprobt,
Hat beide Stätten hoch gelobt;
Doch lenkt sich plötzlich der Verkehr
Zur Traube hin, die Post bleibt leer.
Die wahre Ursach davon ist:
„Beim Traubenwirt spielt Phonoliszt.“

Hupfeld-Phonoliszt ist das erste und verbreitetste Kunstspiel-Piano der Welt
Pianohaus Johs. Schlaile, Karlsruhe, Douglasstr. 24.
Alleinverkauf für das Großherzogtum Baden.

Firmit wäscht brillant

Damen-Kostime
nach Mag
feine Ausführung, großes Stofflager.
Jul. Mack,
Nachfolger
Herrenstr. 12.
Telephon 2399.

Pelze
aller Arten
in großer Auswahl
staunend billig!
Nur Zirkel 32
1 Treppe hoch.
Dürres Brennholz
kurz gefügt, wer Str. nur 1 Mt.
so lange Vorrat reicht.
W. Rotbeis, Gludstr. 19.

Firmit ist besser
und billiger als alle anderen
Waschmittel